

Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von **E. A. Roßmäßler.**

Amtliches Organ des Deutschen Humboldt-Vereins.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 17. **1862.**

Aus der Tagesgeschichte.

Fälle von Trichinen-Krankheit.

Indem ich auf die von Abbildungen begleitete Mittheilung über die, dort (1860, Nr. 36) durch **Rundwurm** verdeutschte, Trichina spiralis verweise, will ich hier kurz über einige in neuester Zeit in und um Plauen im Voigtlande vorgekommene Fälle berichten, welche deshalb von besonderem Interesse sind, als sie sämmtlich mit großer Wahrscheinlichkeit auf den gemeinsamen Ursprung des Genusses von Fleisch von **einem** Schweine hinweisen. Ich verdanke die mündlichen Mittheilungen dem hiesigen Stadtbezirksarzt Prof. Dr. **Sonnenkalb**, welcher die Fälle am Orte genau beobachtet hatte. Die Krankheit begann zunächst mit einer, aber nicht von Röthe begleiteten, Gedunsenheit des Gesichts unter Krankheitserscheinungen, welche bald einen akuten **Rheumatismus**, bald einen leichten **Typhus**, ja sogar Lungenschwindsucht anzudeuten schienen. Im höchsten Zustande sprach sich die Krankheit dadurch aus, daß die Beugemuskeln der Arme und Beine angeschwollen und schmerzhaft zusammengezogen waren, so daß die Kranken die Unterarme aufwärts gezogen tragen mußten und nur unter Schmerzen und Mühe mit gekrümmten Knien seitwärts gingen. Jeder Versuch die Gliedmaßen auszustrecken, verursachte den Kranken die äußersten Schmerzen, die jedoch auch bei ruhigem Liegen sehr fühlbar waren. Auch in den Nackenmuskeln zeigte sich die Wirkung der Trichinen durch Vorbeugung des Kopfes. In einem Falle schien die Krankheit einen tödtlichen Verlauf nehmen zu wollen, so daß Herr Sonnenkalb telegraphische Benachrichtigung erbat, die jedoch bis jetzt nicht erfolgt ist, also eine Heilung eingetreten zu sein scheint. Auffallend ist, daß keine Gehirnerregungen vorgekommen sind, was gegen das Vorhandensein der Trichinen im Blute zu sprechen scheint, da sonst jene sicher eingetreten sein würden. Eben so wenig sind Trichinen im Harn, wohl aber im Koth gefunden worden. Bei der mikroskopischen Untersuchung eines aus einem Oberarmmuskel einer Kranken herausgeschnittenen Stückchens Muskelfleisch zeigte sich dieses von zahllosen Würmchen erfüllt.

Besonders auffallend ist der Heilerfolg der verschiedensten angewendeten Mittel, indem sich die Krankheit ebensowohl nach gewöhnlichen Wurmmitteln und nach starkriechenden Stoffen, z. B. Terpentinöl, wie nach winzigen homöopathischen Gaben von Arsenik verlor. Unter den 20, und einigen Kranken sind blos drei Männer und zwar der Fleischer selbst und dessen zwei Gesellen. Kochen, Räuchern und Braten hat übrigens das Trichinen-erfüllte Schweinefleisch nicht unschädlich gemacht, indem sowohl Bratwurst als geräucherte Wurst sich als ansteckend erwies.

Die vier Festtage der Amerikaner.*)

Von Ida Rittler in Quincy (Ill.).

Wie Jeder weiß, hat der geldmachende Amerikaner nicht so viele Festtage in seinem Kalender als wir Deutsche. Vier Festtage ist Alles was er hat, aber dabei die Läden zu schließen, wäre Verrath an seinem Geschäft, also bleiben sie meist alle offen. Fange ich mit dem ersten Festtage im Jahre an, Neujahr. Wir Deutschen gehen, unseren Freunden zum neuen Jahre Glück zu wünschen und den Tag so angenehm als möglich zu verleben. Die Amerikanerin steht früh auf, bringt, oder läßt ihre Staatszimmer in beste Ordnung bringen, beschwert die Tische mit Unmassen von Kuchen, Confect, Obst, Austern, Weinen, Thee und Kaffee u. s. w. Nachdem sie sich selbst ihren schönsten Staat angelegt, harrt sie im Parlor auf die Besuche, denn nur Herren gehen an diesem Tage aus, Glück zu wünschen; sie gehen jedoch nicht nur zu guten Bekannten, sondern zu jedem den sie eben kennen, und so kommt es, daß mancher Herr 75 und 100 Calls macht. Doch zurück zu unserer harrenden Dame, das Stubenmädchen öffnet die Thüre und läßt einen oder mehrere Herren eintreten, welche in großer Hast ihre Glückwünsche anbringen, einige von den Erfrischungen annehmen und nach etwa 10 Minuten mit dem letzten Bissen im Munde weiter stürmen, um so im Fluge, alle Bekannten zu sehen, und überall dieselbe Ceremonie durchzumachen. Viele Damen schreiben oder lassen jeden Herrn, welcher sie besuchte, den Namen aufschreiben, um dann gegen die bekannten Damen zu prahlen, wie viel Besuche sie hatten. In Familien, wo Todesfälle oder Krankheit die Gemüther drückt, wird ein Körbchen an der Hausthüre befestigt, worin jeder Herr seine Karte zurückläßt. Am folgenden Tage gehen gewöhnlich die Damen aus, um bei ihren Bekannten Besuche zu machen, doch ist das sehr willkürlich. — Der zweite Festtag ist der 4. Juli, der Erinnerungstag an die Unabhängigkeits-Erklärung der Union. Jeder Amerikaner fühlt sich an diesem Tage sehr groß und stolz auf seine Nation. Der Tag wird gewöhnlich mit Kanonendonner begrüßt; Alt und Jung durchströmt die Straßen, um zum Marktplatz zu gelangen, wo gewöhnlich die Militärcompagnien aufmarschiren oder die verschiedenen Spritzencompagnien Wetten anstellen, wessen Spritze am höchsten spritzt, oder welche Compagnie am schnellsten mit der Spritze laufen kann, worauf dann Preisvertheilungen folgen. Unter derartigen Sehenswürdigkeiten vergeht der größere Theil des Tages; um Mittag wird gewöhnlich die Unabhängigkeitsproclamation von irgend einer bekannten Persönlichkeit vorgelesen und verschiedene Reden gehalten. Abends ist gewöhnlich Feuerwerk, dessen Kosten durch Sammeln vor dem 4. Juli bestritten werden, es kostet oft mehr als 100 Doll. Unwillkürlich drängt sich mir die Frage auf, ob diese große Nation wohl nächsten 4. Juli mit eben so stolz gehobener Brust begrüßen wird? Der dritte Festtag ist der Thanksgivingsday, eine Art Erntedankfest, welches im Herbst gehalten wird; es ist kein fester Tag, sondern der Gouverneur jedes Staates bestimmt ihn nach eigener Willkür; so kommt es, daß jeder Staat einen andern Tag hat. Dieser Tag ist, ich möchte sagen, der einzige Festtag, denn er wird ganz in der Familie begangen, aus weiter Ferne suchen die Kinder mit ihren Kindern an diesem Tage bei ihren Eltern Mittag zu essen, oder sollten die Eltern todt sein, so wechseln die Geschwister unter einander jedes Jahr ab. Morgens ist Kirche, und nach derselben geht es zum Mittagstische, wo ein großer gebratener Truthahn nie fehlen darf; der Rest des Tages wird nach Belieben verbracht. Die Einführung dieses Festes stammt von den Puritanern, und wurde anfangs nur von diesen gefeiert, bis es später sich über das ganze Land verbreitete. Unser schönstes Fest, der Kinder größte Freude, unser liebes Weihnachten, hat bei den Amerikanern ganz die schöne Glorie, welche einen Christbaum umgiebt, verloren. In Familien fangen sie erst seit Jahren an Christbäume zu haben, in Sonntagsschulen benutzen sie sie wohl, doch ebenfalls anders als wir. Jeder nämlich, welcher ein Geschenk machen will, schickt es, mit einem Zettel versehen, auf welchem steht für wen es bestimmt ist, und von wem es kommt. Diese Geschenke werden alle an den Baum gehängt und von der Lehrerin an die Kinder ausgetheilt. Sehr, sehr prosaisch begehen sie den schönen Weinachtsabend! Erschreckt nicht über eine eigenthümliche Sitte, die einzige in ihrer Art. Die Kinder hängen nämlich Abends, ehe sie zu Bett gehen, ihre Strümpfe auf oder stecken sie an irgend etwas fest, daß es einen kleinen Sack bildet. Schläft das Kind, so stecken die Eltern Zuckerwerk oder kleine Spielereien hinein, welche das Kind beim Erwachen findet. Fehlt nicht dieser Art Weihnachtsbescheerung der ganze Nimbus unserer Weihnachtserinnerungen? Eine mir befreundete Amerikanerin hörte mich oft von Weihnachten erzählen und all den glücklichen Stunden, welche sich vom Elternhause her frisch in meinem Gedächtniß bewahrt haben; sie wurde ganz traurig und sagte zu ihrer Mutter: o Mutter, ich wünschte ich könnte auch zurückblicken auf glückliche Stunden, unter dem Schein des Christbaumes verlebt. Dieses Jahr hatte sie mit meiner Hülfe einen Baum gemacht für ihre Nichten und Neffen; hoffentlich bleibt ihnen der Christbaum im Gedächtniß.

*) Lassen wir uns einmal von einer sich nimmer amerikanisirenden Deutschen, meiner Tochter, erzählen, wie das stammverwandte Volk der Nordamerikaner sich hinsichtlich seiner Festfreude doch ganz anders verhält als wir, sich also ihre Gemüthsseite unter der veränderten Natur mit verändert hat. D. H.

Was unterscheidet uns von den Thieren.

Es ist dies eine recht ernste Frage. Indem wir sie uns heute einmal vorlegen, denken wir dabei nicht an die zoologischen Unterschiede, welche ziemlich gering sind. Wir wollen die Frage auch nicht kurz und stolz mit dem Vorrecht auf die Vernunft abfinden.

Der Unterschied, den ich meine, ist ein ganz anderer,

ein tief begründeter und doch einer, dessen sich die wenigsten Menschen bewußt werden. Wenigstens zeigt das Denken und Thun der Meisten, daß dieser Unterschied für sie nicht besteht; und daß dies leider so ist, macht so Vieler Leben schaal und inhaltslos, so sehr es auch voll Lust und Freude oder voll Sorge und Mühe sein mag, freilich voll Sorge und Mühe, die durch das Ermühete schlecht bezahlt wird, oder voll Lust und Freude, welche nicht wahrhaft beglückt.

„Das sind die Menschen, unwerth ihres Namens,
Die ihre Stellung bei dem Hobel finden;
Für deren Streben ihrer Kinder Wiege
Die allzeit nahe Grenzmark ist.
O wenn sie Menschen würden! Gatten, Väter, Bürger
Zu sein, wär deshalb doch ihr Theil;
Nur schöner wär's dies, reiner, zukunftreicher." *)

Und weiter oben heißt es in dieser Dichtung („Der Rhein"):

„Ja, Vater Rhein, ein Mensch bin ich, nichts weiter;
Doch wahrlich wen'ger auch nicht als ein Mensch!
Und daß ich's sei, du hast es mir bekräftigt
In deinem sprechenden Aquamarin.
Verstände nur ein Jeder deine Sprache,
Du Meeresfarbner! Mir verkündet laut
Dein stiller Farbenton, du seist leibeigen
Dem grünen Weltmeer. Du, so stolz, so groß,
Trägst doch bescheiden als ein Theil des Ganzen
Des Ganzen Farbe. Sieh, ich will dir gleichen;
Der Menschheit will ich sein leibeigen, treu ergeben!
Nicht Menschen lieb' ich, sei'n es meine Kinder
Und ihre Mutter, sei'n es liebe Freunde."

Gern glaub' ich, daß für Viele die beiden letzten Zeilen haarsträubende Unnatur sein werden. Aber daß dies so sein wird, das zeugt eben davon, daß man sich des höchsten Vorzugs vor den Thieren noch wenig bewußt ist.

Sorgliche, ja aufopfernde Elternliebe, anhängliche Freundschaft kommt bei den begabteren Thieren auch vor, ja wir haben von ihnen sogar das Bild der Affenliebe entlehnt. Aber das begabteste Thier erhebt sich doch nicht zum Erfassen seines Gesellschaftsbegriffs — es kennt keine Thierheit, wie wir den Begriff der Menschheit fassen.

Den Begriff der Menschheit und unserer Zugehörigkeit zu derselben zu fassen, und die Verpflichtung anzuerkennen, nicht blos einzelne *Menschen* zu lieben, sondern der *Menschheit* in ihrem Vorwärtsschreiten uns dienend und fördernd anzuschließen — *das ist es, was uns von den Thieren unterscheidet*, was aber die Wenigsten bei ihrem Thun und Lassen als bestimmende Norm im Auge behalten.

Die Menschen sind „Gatten, Väter, Bürger," aber wenige nur sind *Menschen*, d. h. solche Wesen, welche sich bewußt sind, daß es ihre Pflicht sei, andern Menschen gegenüber nicht wie ein Stein zu sein, der zwischen andern Steinen liegend mit diesen einen unzusammenhängenden Haufen bilden hilft; sondern wie ein Stein, der fest gefügt an irgend einer Stelle, oben oder unten, im Mauerwerk eines Tempels seine nützliche Stelle ausfüllt.

*) Der Mensch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch von E. A. Roßmäßler. 4. Band. 2. Aufl. S. 31.

Die Ensete-Banane.

Wir alle, die wir nicht erfolglos oder wohl auch gar nicht zu kämpfen haben um die Bedingungen eines gedeihlichen Lebens — wir alle haben schon einmal das herrliche Bild gesehen, welches mir das in neidloser Freude still leuchtende Gesicht eines Armen und Elenden ist, wenn er die Lebensgüter eines Guten — eines Guten! — sieht, und dann ohne Stachel im Busen sein trockenes Brod ißt, sich hoch darüber freuend, *daß er es hat*. — Wer hat dies schönste Bild in der Gallerie der Menschheit gesehen und sich dabei nicht erinnert, daß es eben eine Perle dieser Gallerie ist? Und wer es gesehen hat, ohne es verstanden zu haben, der lerne es verstehen, und schäme sich der niederträchtigen Verleumdung der Armuth, deren sittlicher Verfall mit nichten nur aus Faulheit und Begehrlichkeit, sondern aus der Herzlosigkeit und dem sittlichen Verfall des „reichen Mannes" hervorwächst.

Vielleicht ist ein Blick auf unser heutiges Bild allein schon im Stande, in meinen Lesern und Leserinnen den Zusammenhang zwischen ihm und meiner Mahnung zum Bewußtsein zu bringen. Sind nicht Viele, vielleicht die Meisten von uns jetzt in der Lage des Armen und Elenden gegenüber dem Reichthum? Fliegt nicht unser Blick von dieser überschwänglichen Lebensfülle zurück zu den erfrorenen Trieben und Fruchtkeimen unserer Gärten und Wälder?

Als ich das Bild und die dazu gehörigen Mittheilungen für unser Blatt einer englischen Zeitschrift (Curtis' botanical magazine) entlehnte, ahnte ich nicht, daß die damit verbundene Absicht, ein Bild der tropischen Lebensfülle zu geben, den bittern Beisatz erhalten werde, den die Nachtfröste der letzten Tage brachten. Nie haben Worte einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als die in schmerzvoller Ergebung ausgesprochenen Worte eines Gärtners, welcher in den jüngsten zu vorzeitiger Entfaltung treibenden warmen Tagen ausrief: „es wächst doch Alles dem Tode entgegen." Ich hoffe so gern; und so hatte ich auch jetzt eben gehofft, daß es ja doch vielleicht diesmal ehrlicher Ernst sein könnte.

Es war nicht so; und nun ist vielleicht Mancher verführt, mit bitterem Gefühl nach wärmeren Zonen zu blicken. Er thut Unrecht, denn es ist seine Mutter, von der sich sein Auge wegwendet. Dort wo die Ensete gedeiht, ist die Natur dieselbe Mutter, aber ihre Kinder wissen, daß die Mutter allein für sie sorgt, und sie legen darum die Hände in den Schooß; die unsrige erzog uns zu fleißigen, für sich selbst sorgenden Kindern, und bewies sich dadurch doch wahrlich als die bessere Mutter.

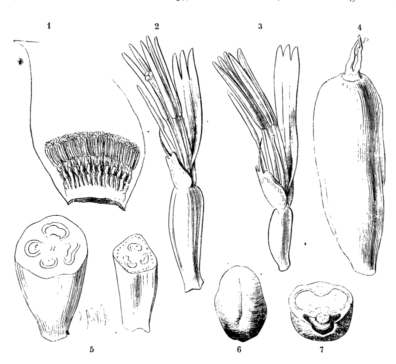
Daß die Ensete mit den uns wenigstens aus den Gewächshäusern bekannten Pisang-Bananen, Musa paradisiaca und sapientum, gattungsverwandt ist, sehen wir leicht, jedoch ob sie gleich schon seit hundert Jahren durch den englischen Reisenden *James Bruce* bekannt ist, so ist sie doch erst seit ganz kurzer Zeit wissenschaftlich untersucht

worden, nachdem sie 1853 in den berühmten Palmenhäusern des Gartens von Kew in England aus Samen erzogen und zum Blühen gebracht worden ist.

Auf seiner Entdeckungsreise nach den Quellgebieten des Nil fand Bruce dieses majestätische Gewächs in Abyssinien an vielen Orten angebaut, namentlich um Narce, Maitsha und Goutta westlich vom Nil. Sie scheint Abyssinien ausschließlich anzugehören und hier ursprünglich heimisch zu sein, denn Bruce macht es sehr glaubhaft, daß auf Bananen deutende altegyptische Hieroglyphen nur die Ensete darstellen können, da die ostindische Banane damals in Egypten nicht bekannt gewesen sein könne. Es ist sehr möglich, daß die Reiseexpedition des Herzogs von Coburg auf die Ensete trifft, denn nach Kew kamen die Samen durch den englischen Consul in Massauah, Walter Plowden.

Sowohl in dem Bau als in der Beschaffenheit der Früchte ist die Ensete von dem Pisang verschieden. Die Pisangfrüchte sind süß und wohlschmeckend und haben niemals keimfähige Samen, während die der Ensete nicht eßbar, weich, wässrig und geschmacklos sind, mehr kugelförmig, jene gurkenförmig, die Farbe einer verfaulten Aprikose haben und innen einen bohnenähnlichen, schwarzbraunen ½ Zoll langen Samen enthalten.

Aus einem ganz weißen, aber von zahllosen Fasern und Luftlücken durchzogenen Wurzelstocke erhebt sich ein von unten an beblätterter Schaft, welcher, so weit er durch Absterben der untersten Blätter wieder blätterlos wird, sich aus dicker Basis kegelförmig zuspitzt und oben einen mächtigen Schopf von 8—9 Ellen langen Blättern trägt. Die Figuren neben dem vorderen Ensetebilde geben einen Maaßstab von den riesigen Dimensionen dieses kaum über ein Dutzend Blätter tragenden Gewächses. Im Garten von Kew erreichten in einem Falle nach 3, in einem andern in 5 Jahren Enseteпflanzen die Höhe von 40 Fuß bis zur Spitze des Laubwerkes, was eben nur in jenen hohen Glashäusern zulässig ist. Der kurze Stamm ist mit den 1½ Zoll dicken und 2 Fuß breiten Blattstielscheiden bedeckt, welche gewissermaaßen den Stamm bilden. Wenn die Blätterkrone ihre vollkommene Fülle erreicht hat, so tritt aus dem Innern derselben der den Schaft endende Blüthenkolben hervor. Er ist 4 Fuß lang und entfaltet sich unverwelkt stufenweise. An dem 2 Fuß langen Ende des Blüthenkolbens stehen zahlreiche große spitz-eirunde grünbraune Blüthenscheiden, von denen die oberen männliche (4), die unteren weibliche (2) Blüthen tragen, in Reihen dicht aneinander gedrängt (1). Wenn die Befruchtung vorüber ist, so fallen am unteren Theile des riesigen Blüthenkolbens die Blüthenscheiden ab und dann stehen die zahllosen schwellenden 2 Zoll langen Fruchtknoten in dichten Spirallinien frei. Diese Fruchtknoten enthalten 3, selten 4 Fächer (5), in denen stets nur 2 bis 4 von den zahlreichen Samenknospen zur Entwicklung des ausgebildeten Samens (6, 7) kommen. An der Spitze des Fruchtknotens stehen die sechs Staubgefäße — bei den fruchtbaren (weiblichen) Blüthen zwischen diesen der Griffel — von zwei sehr ungleichen Blumendeckblättern umgeben,



1. Einzelne Blüthenscheide mit einer Reihe männlicher Blüthen. — 2. Eine einzelne fruchtbare und 3. eine männliche Blüthe, nat. Gr. — 4. Frucht, nat. Gr. — 5. Zwei Fruchtknoten quer durchschnitten. — 6. Samen. — 7. Derselbe quer durchschnitten.



Die Ensete-Banane.

deren eines lang und an der Spitze gleich kurz und dreizähnig, das andere kurz und ebenfalls dreizähnig ist, aber mit pfriemenförmig verlängertem Mittelzahne (2, 3).

Die Abbildung dieses Musterbildes tropischer Kraftfülle zeigt uns, daß der im Verhältniß zu seiner unteren Dicke kurz zu nennende Schaft, welcher an Umfang einem mäßigen Eichenstamme nicht viel nachsteht, schuppenartig von den stehen gebliebenen unteren dicken Blattstiel-Enden von kaum mehr als einem Dutzend abgeworfener Blätter bekleidet ist. Jeder dieser Blattstielüberreste der 2. Ordnung erreicht die Größe der danebenstehenden menschlichen Figur — es sind also nur einige wenige Blätter und ein riesiger Blüthenstrauß, was hier einen Baum bildet, zu dem sich der Mensch etwa ähnlich verhält, wie sich zu unserer Schwertlilie der kleine Däumling verhalten würde.

Ganz im Einklang mit den uns ganz außerordentlich vorkommenden Dimensionen dieses Gewächses steht auch dessen Bedeutung für jene Völkerschaften, die unter seinem Schatten in Ruhe und Genuß ihr Leben hinbringen. Wenn uns Bäume Speise gewähren, so thun dies deren Früchte; die der Ensete lernten wir als ungenießbar schon kennen. Ihr Stamm ist es, woraus der Abyssinier fast ohne Vorbereitung sein tägliches Brod gewinnt. Um zu dem eßbaren Theile des Stammes zu gelangen, schneidet man ihn glatt über der Wurzel ab, oder 1—2 Fuß höher, wenn der Stamm schon älter und darum stärker verholzt ist; nach Entfernung der äußeren zunächst aus den Blattscheiden bestehenden bedeckenden grünen und faserigen Schichten kommt man in dem Bereich von einigen Fußen der Stammlänge auf ein weiches rein weißes Mark. Dieses liefert gedünstet eine sehr wohlschmeckende Nahrung, welche nicht ganz ausgebackenem Weizenbrod sehr ähnlich

schmecken soll. Mit Milch und Butter zubereitet wird das Ensete-Mark als das Schmackhafteste aus dem Gebiete der Wurzelgemüse gerühmt, denen es am nächsten steht. Außerdem bieten noch nicht ausgewachsene Ensete-Pflanzen durch ihre obersten Sprossen (das Herz), so lange diese noch weich und unentwickelt sind, einen zarten und schmackhaften Kohl, dem „Palmenkohl" ähnlich, den man aus denselben Theilen verschiedener Palmen und Cycadeen gewinnt.

Wenn auch zu vermuthen ist, daß die ihres Stammes beraubte Wurzel, wie es andere Bananen thun, einen neuen Stamm treibt, so ist es doch immerhin unseren Begriffen und Gewohnheiten hierin sehr entgegen, daß hier ein durch seine Schönheit und Größenverhältnisse in Erstaunen setzendes Gewächs geopfert werden muß, um einigen Menschen, die in seinem Schatten wohnten, doch wohl nur für ein paar Tage Nahrung zu geben. Es erklärt und — wenn man diese Verpflichtung fühlt — entschuldigt sich dies mit dem andern Maaßstabe, den wir und den jene Tropenbewohner an die Leistungsfähigkeit der Pflanzennatur legen. Wir harren geduldig die 5, 6, 8—10 Jahre hindurch, nach deren Verlauf endlich ein sorgsam gepflegtes Obstbäumchen seine ersten Früchte trägt, die vielleicht noch nicht hinreichen ein Kind zu befriedigen, während dort diese Vorgänge viel rascher verlaufen. Aber sind wir darum gegen Jene im Nachtheil? Wohl eher das Gegentheil. Mit unseren Pflanzen, die wir pflegen, verwächst unser Herz, eben weil wir sie pflegen; wie uns das Kind am theuersten ist, dessen endlich doch belohnte Pflege uns die meiste Sorge machte.

Wohin wir blicken, aber nicht blos mit leiblichen Augen, überall sehen wir die feinen Fäden, die uns „an die Scholle binden".

Ein Musikliebhaber.

Von Karl Ruß.

Schon lange war es mein Wunsch, einen jungen Hühnerhund von guter, reiner Race zu bekommen; endlich erhielt ich einen solchen. Der kleine Kerl war die Gutmüthigkeit selbst, dennoch mußte er eine harte Schule durchmachen. Vom einfachen Apportiren bis zum schwersten, nur mit Unterdrückung seiner heißesten Begierden erzwungenen Kuschen mußte er Alles lernen und pünktlich einüben. Wie alle Seinesgleichen war er aber unbeholfen und ungeschickt in jeder seiner Bewegungen, und trotz seines besten Willens und seiner Aufmerksamkeit so sehr wenig anstellig, daß ich die größte Mühe mit ihm hatte und den ihm von meiner kleinen Schwester beigelegten Namen Tolpatsch*) wirklich nicht umändern mochte.

So kam der Herbst heran und mit ihm auf der Hühnerjagd die Probezeit meines Schülers. Wie groß war nun aber meine Freude, als er dieselbe ganz ungewöhnlich gut bestand und ich mit seiner Hülfe nicht nur des besten Jagderfolges mich erfreute, sondern auch den Neid aller übrigen Jäger erregte. Jetzt war auch der Hund wie umgewandelt; sei es, daß er nun seinen Werth selbst erkannt, oder durch das von mir gespendete Lob sich gehoben und sicherer fühlte; genug, das Thier war liebenswürdig und verständig und wurde bald allgemeiner Liebling. Ja meine gute Mutter gestattete ausnahmsweise sogar seinen Aufenthalt im Wohnzimmer.

Merkwürdiger Weise wurde er hier aber fast unentbehrlich. Es war wirklich drollig anzusehen, wie das sonst so lebhafte Thier hier stundenlang sitzen und zum Zeitvertreib der Kinder dienen konnte. Sie putzten ihn dann auf die tollste Weise auf, zogen ihm Jacke und Hosen an, banden ihm eine Schürze vor, schmückten ihn mit einem Blumenkranz oder gar mit einer bunten Haube. So lange er mit den Kindern allein, oder nur Frauen zugegen waren, ließ er ruhig und mit unerschöpflicher Geduld Alles über sich ergehen, doch sobald ich, oder auch nur ein anderer Mann ins Zimmer trat, sprang er sofort auf, schüttelte ganz behutsam die Kinder und ihren Putz fort und suchte, gleichsam als schäme er sich, auch jedes Geringsten des Letzteren sich zu entledigen.

Das gute verständige Thier war mir inzwischen wirklich ein Freund geworden. Wir theilten Freude und Leid, die Strapazen, wie das Vergnügen und die Genüsse unserer Jagdpartien. Der Leser wird es kaum glauben, wenn ich erzähle, daß wir Beide oft vom ersten Morgengrauen bis spät Abends zum Anstande durch Wald und Feld gewandert, und dann, wenn auch todmüde und abgemattet, plötzlich wie neugeboren wieder über Gräben und Strauch gesetzt, oder noch stundenlang regungslos mit straffange-

*) Ein ungeschickter Tölpel.

spannten Muskeln dagestanden, wenn wir auf dem Rückwege noch ein Häschen aufgestöbert, oder Enten und anderes Wild belauern wollten.

Dies Alles habe ich nur erzählt, um meinen guten Tolpatsch bei den Lesern einzuführen, das was mich hierzu veranlaßt, ist eine Eigenschaft, die wohl häufig bei Hunden gefunden wird, jedoch selten in solcher bestimmten Weise erscheinen dürfte, wie bei diesem verständigen Thiere.

Ich hatte mir schon oft den Kopf darüber zerbrochen, ob das Geheul, mit welchem mein Jagdgefährte an jedem Morgen das „Freut euch des Lebens" des vorüberfahrenden Postillons begrüßte, ein Ausdruck seines Verdrusses oder seiner Freude sei. Die Posthorntöne waren freilich nicht zu melodisch, und der alte Onkel konnte ebenfalls ein ärgerliches Brummen nicht unterdrücken, wenn er, so lange der Schwager blies, die Kaffeetasse absetzend, ungeduldig mit den Fingern trommelte. Anderseits hallte das Echo so weich und schmelzend über den Wasserspiegel daher, wenn der schwere Wagen den Sandberg hinaufmahlte, daß wir Alle die kurzen Augenblicke unwillkürlich aufhorchten und der alte Herr und Tolpatsch als die einzigen Mißvergnügten erschienen. Wie gesagt, war ich aber über die Gefühle des Letzteren keineswegs im Klaren; ja einst, als der Virtuose drüben sich selbst zu übertreffen schien, strengte auch sein Mitsänger in solchen Molltönen sich an, daß die ganze Frühstücksgesellschaft in ein Gelächter ausbrechen mußte.

In den der Jagdzeit folgenden Sommermonaten, der Zeit des Waffenstillstandes zwischen Jäger und Wild, hatte ich nun vollauf Muße meinen merkwürdigen Sänger zu beobachten. Zuerst bemerkte ich, daß er jedesmal die Stube zu verlassen suchte, wenn eine meiner Schwestern Klavier spielte. Damit ganz im Widerspruch stand sein Benehmen gegen den in unserer Nähe wohnenden Infanterie-Hornisten, dem er bei den täglichen Signalen auf Schritt und Tritt folgte und natürlich accompagnirte. Doch noch sonderbarer, das treue kluge Thier, welches sonst außer unserer Familie von Niemand sich anfassen ließ und nur mir folgte, schloß die innigste Freundschaft mit dem Soldaten, ja übertrug dieselbe beim wechselnden Commando sogar schnell auf seinen Nachfolger.

Gegen alle übrigen Soldaten verhielt er sich eben so zurückhaltend wie überhaupt gegen jeden fremden Menschen, doch war er nie bösartig. Um so mehr befremdete es mich, daß er einst einen bettelnden Geiger, der auf dem Hofe spielte, ohne alle Veranlassung gebissen hatte. Anfangs glaubte ich, des Mannes etwas polizeiwidrige Erscheinung habe seinen Aerger erregt oder sein Schicklichkeitsgefühl verletzt, aber nein, denn als sich des andern Tages ein noch weit zerlumpterer und schmutzigerer Waldhornbläser hören ließ, kam er ihm sehr freundlich entgegen und umschwänzelte ihn voller Vergnügen, während er die schaurige Musik mit noch schauerlicherem Geheul begleitete. Hiernach blieb mir weiter nichts übrig, als den gestrigen Vorfall auf seine augenblickliche üble Laune zu schieben; allein ich hatte mich geirrt. Als nach kurzer Zeit der Geiger wieder erschien, blieb der wunderliche Kauz verdrießlich in seiner Hütte liegen, und kaum hatte ich den Rücken gewandt, so war der arme Kerl schon wieder gebissen.

Jetzt aber war mir das Räthsel gelöst — Waldhorn und Violine, Trompete und Klavier, Horn- und Streichmusik — das waren die Gegensätze seiner Zuneigung und seines Abscheus.

Bald darauf fand ich diese Annahme bestätigt, indem er beim Concert einer Violin- und Harfenisten-Gesellschaft mit eingekniffenem Schwanze davonlief, und als die Leute die Instrumente wechselten, sie in ausgelassener Freude mit großen Sprüngen umkreiste. Noch beobachtete ich, daß er nur, wenn ein Instrument sich hören ließ, selbst mit einstimmte und seine heulenden Töne möglichst der geblasenen Melodie steigend und sinken lassend anzuschließen suchte. Auch saß er dann ganz still, horchte abwechselnd andächtig zu und fiel dann wieder mit erneuter Kraft ein. Bei stärkerer rauschender Musik dagegen gab er seine Gefühle mehr durch äußere Bewegungen, Schwänzeln und Sprünge zu erkennen, welche letzteren desto toller wurden, je lebhafter die Musik sich hören ließ.

Inzwischen war die Zeit vergangen, der Spätsommer kam und mit ihm wieder die Hühnerjagd! Wer es weiß, mit welcher Lust der passionirte Jäger nach so langer Zeit die Flinte vom Nagel heruntergreift, wie an dem heißersehnten Morgen der Jagderöffnung Jäger und Hund vor leidenschaftlicher Aufregung fieberhaft zittern und die Passion des Einen nur von der kaum zu zügelnden Gier des Anderen übertroffen werden kann, der wird mein Erstaunen ermessen, als Meister Tolpatsch zwar beim Anblick der Flinte seine Freude in gewaltigen Sätzen zu erkennen gab, dann aber plötzlich davon — dem blasenden Hornisten nachlief. Dies ging mir denn doch über die Schnur und, so leid es mir that, mußte ich das noch von der Dressur her vorhandene, bekannte russische Werkzeug und die Leine mit dem stachligen Halsband hervorsuchen, den Ausreißer festnehmen und ihm ernst und nachdrücklich meinen Willen und seine Schuldigkeit zeigen. Das half natürlich; Tolpatsch war wieder der beste Hühnerhund der ganzen Gegend.

So ging es eine Zeit lang ganz gut, doch wer beschreibt meine Entrüstung, als mitten im regsten Treiben einer vorzüglich reichen Hühnerjagd der Unverbesserliche wieder über Stock und Stein dahin, dem in der Ferne ertönenden Posthorn nachraste. Der Hund war mir zu lieb, als daß ich nicht alles Mögliche versucht hätte, gute Worte und Liebkosungen, wie Schläge und harte Dressur, doch Alles vergeblich, denn ein einziger Ton, ja das jodelnde Pfeifen einer einfältigen Schäferflöte entriß ihn mir mitten in der besten Jagd.

Bald war nun meine Geduld völlig erschöpft und das arme Thier ein „verschlagener" Hühnerhund, der bekanntlich in keiner Weise mehr zu brauchen ist. Alle seine schönen Eigenschaften waren dahin; aus dem verständigen, menschen-klugen Hunde ein boshaftes, hartnäckiges und hinterlistiges Vieh geworden. In dieser Zeit lernte ich einen Förster kennen, welcher sehr schön Waldhorn blies, und als ich ihn einst besuchte, nahm ich meinen faulen Knecht an der Leine mit. Im Verlaufe des Gesprächs bat ich den Mann zufällig, sich doch auf seinem Instrument hören zu lassen. Kaum hatte er aber die erste Strophe eines Jägerliedes geblasen, als der unter dem Tische liegende Hund wie umgewandelt hervorkam, zum ersten Mal seit Wochen fröhlich mit dem Schwanze wedelte, mir liebevoll die Hand leckte und fast mit Thränen in den Augen leise mitheulte. Nachdem ich dem Forstmanne die ganze Vergangenheit des sonderbaren Musikfreundes erzählt, bot ich ihm denselben zum Kauf an und wir wurden sehr bald um einen geringen Preis Handels einig. Tolpatsch blieb — zu seiner Ehre sei es gesagt — nur mit Sträuben bei seinem neuen Herrn; als ich jedoch nach kurzer Zeit wieder dorthin kam, fand ich den Förster ganz glücklich im Besitze des trefflichen Thieres. Er erzählte mir, daß er stets auf der Jagd das Horn bei sich trage und beim Herannahen irgend einer Gefahr, eines Postillons, ja selbst des Kuhhorns, sofort mit einem kräftigen Waidmannsliede vorbeuge und dadurch den Hund vollständig an sich gefesselt und stets munter und willig erhalte.

Sollten die Leser an der Wahrheit der im Vorstehenden erzählten Thatsachen zweifeln, so bürge ich ihnen mit meinem Worte dafür. Uebrigens giebt es wohl selten einen Hund, der sich der Musik gegenüber ganz unempfindlich zeigt, und sind dergleichen Beobachtungen gewiß schon vielfach gemacht worden; anderseits sehen wir ja den unendlichen Einfluß der Töne allüberall bei Menschen und Thieren. Wie ganze Regimenter maschinenmäßig nach dem Takte der Musik marschieren und blind und taub in Tod und Verderben geführt werden, so ist dies erst recht bei den Pferden der Fall, welche nicht nur ganz genau jedes einzelne Signal verstehen, sondern die Manöver auch gegen Kanonendonner und Kartätschensalven, selbst ohne Reiter, pünktlich ausführen. Solche Beispiele ließen sich gewiß unzählige anführen; man achtet aber im Allgemeinen nur gar zu wenig auf das Leben, Treiben und Fühlen der Thierwelt, und doch könnten wir Menschen so unendlich viel daraus entnehmen, da sie ja das Walten der Natur, die urwüchsige Kraft und die Weisheit ihrer ewigen Gesetze uns am klarsten darzulegen vermag.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Abnahme des Podagra in unserer Zeit. Das Podagra, nach den Ueberlieferungen der alten Aerzte, der Geschichte und Literatur, im Alterthume bei Hebräern, Griechen, Römern, im Mittelalter und noch in den ersten Jahrhunderten des neuern Zeitalters eine der häufigsten Krankheiten, ist jetzt ohne Zweifel eine viel seltenere Klage der Menschheit geworden. Als Ursache dieser Abnahme bezeichnet Alphons Conradi eine vollkommene Umwälzung in der Ernährungsweise der civilisirten Völker. — Während früher Fleisch und Brod fast den ganzen Küchenzettel ausmachten, bildet jetzt die Pflanzenkost einen großen Theil desselben. Um diese Thatsache festzustellen, hat Conradi höchst interessante Nachforschungen über die Ernährungsweise in den Geschichtsepochen angestellt, die nicht nur den Pathologen, sondern überhaupt Jedem, der sich für die allmälig erfolgten Umwandlungen im Leben des Menschengeschlechts interessirt, von Belang sein müssen. (L'Echo médical V. Nr. 8.)

(Froriep's Notizen 1861. II. Bd. Nr. 22.)

Für Haus und Werkstatt.

Reinigung des Platins. Ein zweckmäßiges Mittel zur Reinigung des Platins soll das Reiben mit Natriumamalgam sein.

Man reibt mittelst eines Tuches das Amalgam auf der schmutzigen Fläche des Metalls so lange, bis letztere glänzend erscheint, fügt Wasser hinzu und gießt das nun von den Flächen herabrinnende Quecksilber aus. Die Platinfläche erscheint überaus blank. (Chem. News. Nr. 51, p. 286.)

Neue Darr- und Malzreinigungsmaschine. Der Bierbrauer Tonnar zu Eupen hat durch die Erfahrung gefunden, daß weder Wasser, noch Gährung, noch Keller die Ursachen schlechten Bieres sind, sondern schlechtes und wenig Malz und unvollkommenes Darren. Nach dem „Arbeitgeber" soll es nun dem genannten Bierbrauer gelungen sein, eine Darrmaschine herzustellen, welche die Mängel kleiner Darren beseitigt und ein fehlerfreies Malz liefert. Die Maschine ist ganz von Eisen und nimmt nur 1/3 des Raumes der jetzt üblichen ein; ihr Preis ist nicht höher, als der einer gewöhnlichen Darre; an Brennstoff und Zeit wird erheblich gespart, da das Malz in einer Stunde fertig wird. Eine Maschine von 7 Fuß Länge, 5½ Fuß Breite und 12 Fuß Höhe liefert stündlich zwei Centner Malz. Die Keime werden leicht und genau getrennt, ohne das Korn zu beschädigen, und das letztere außerdem von allem Staub und Schimmel befreit. Zwei Pferdekräfte genügen, um mehrere Darrmaschinen zu bewegen. Auch jede andere Fruchtart außer Malz kann in der Maschine gereinigt werden. (Sächs. Industrie-Zeitung.)

Guter Kitt, um Gegenstände von Holz mit Gegenständen von Metall, Glas, Stein &c. fest zu verbinden. Hierzu dient nach „Elsner's chemisch-technischen Mittheilungen des J. 1860/61. nachstehende Kittmasse. Leim, Tischlerleim wird mit kochendem Wasser zur Leimconsistenz für Tischlerarbeiten gekocht und hierauf der Leimlösung unter Umrühren so viel Asche (gesiebte Holzasche) hinzugesetzt, daß hierdurch eine Art firnißähnliche Masse sich bildet. Mit dieser noch warmen Masse werden die zu vereinigenden Flächen der Gegenstände bestrichen und letztere an einander gedrückt. Nach dem Erkalten finden sich die Gegenstände so fest verbunden, daß sie nur mit großer äußerer Gewalt wieder von einander getrennt werden können, ja öfter findet der Bruch an einer ganz neuen Stelle statt und die eigentliche Kittverbindung bleibt unverändert. Schleifsteine auf Holztafeln mit obiger Masse gekittet, halten schon seit jahrelangem Gebrauch zusammen, ebenso Glasreiber für Emaillefarbe, bei denen das Glasstück mit dem Holzgriff durch obigen Kitt vereinigt worden war u. s. w. Diese Kittmasse ist demnach für die angegebenen Zwecke besonders zu empfehlen.

Verkehr.

Herrn E. L. in Zwickau. — Erkennen Sie aus meiner verspäteten Antwort, daß mir dieselbe nicht leicht wurde. Sie wollen ein Gebiet der Naturgeschichte vorgeschlagen haben, welches „noch wenig angebaut dennoch auch den schwachen Kräften gestatte, etwas darauf zu erreichen." Sie begreifen, daß hier schwer zu rathen ist. Ihr Beruf und Ihr Wohnort verweisen Sie zunächst auf Physik und Geologie. Da Sie beide nicht von selbst wählen, so nehme ich bei Ihnen eine andere Neigung an. Ich rathe Ihnen, in das Thierreich zu greifen. Schaffen Sie sich die vortreffliche Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs von Leunis an (Hannover, bei Hahn. 4 Thlr. 20 Gr.), und nehmen Sie danach irgend eine Ordnung der Insektenklasse auf's Korn.

Herrn, Frau oder Fräulein X. in Strausberg. — Ist das Scherz oder Ernst?

Herrn, Frau oder Fräulein „Fr. D. v. G. aus L." — Wieder eine Namenlosigkeit. Zunächst erwiedere ich derselben, daß ihr Anliegen eine zu umfängliche Erwiderung erheischt, als daß diese im „Verkehr" abzumachen wäre, und daß ich bezweifle, ob unter obiger Chiffer ein Brief in ihre Hände kommen würde, wenn ich ihn nach dem Orte des Poststempels schicken wollte. Hiernächst aber erwidere ich dieser und allen Anonymitäten ein für allemal, daß ich hinfüro namenlose Zuschriften im Verkehr nicht mehr berücksichtigen werde. Wer etwa deswegen anonym bleibt, weil er wegen Standes- oder Partei-Ebenbürtigkeit seine Bedenken hat, der sei so gut und verschone mich; wer dagegen äußere Gründe hat, sich im Umgange mit der Natur und deren rücksichtslosen Wortführern nicht betreten lassen zu dürfen — und solche Gründe sind bei unsern liebenswürdigen staatlichen Zuständen allerdings leicht denkbar — dem werde ich gern unter einer schützenden Chiffer im Verkehr antworten.

Witterungsbeobachtungen.

Nach dem Pariser Wetterbulletin betrug die Temperatur um 8 Uhr Morgens:

in	11. April R°	12. April R°	13. April R°	14. April R°	15. April R°	16. April R°	17. April R°
Brüssel	+ 6,8	+ 3,0	+ 3,2	+ 2,6	+ 2,4	+ 2,2	+ 5,4
Greenwich	+ 4,6	+ 2,6	+ 2,5	+ 4,2	+ 3,2	+ 6,6	+ 7,8
Paris	+ 7,6	+ 3,5	+ 0,7	+ 2,5	+ 2,8	+ 2,2	+ 5,8
Marseille	+ 12,5	+ 12,1	+ 12,5	+ 5,8	+ 5,0	+ 8,2	+ 8,2
Madrid	+ 6,9	+ 7,6	+ 7,4	+ 2,2	+ 0,6	+ 3,4	+ 4,1
Alicante	+ 11,5	+ 12,2	+ 14,4	+ 10,4	+ 10,9	+ 11,2	+ 11,8
Algier	+ 12,6	+ 13,9	+ 12,6	+ 13,9	+ 9,8	+ 13,0	+ 12,0
Rom	+ 11,4	+ 10,5	+ 9,8	+ 12,0	+ 9,0	+ 6,4	+ 6,4
Turin	+ 10,4	+ 11,6	+ 10,0	+ 8,0	+ 2,4	+ 4,0	+ 5,6
Wien	+ 10,0	+ 8,8	+ 3,0	—	+ 4,2	+ 0,8	+ 2,2
Moskau	+ 0,5	+ 1,3	+ 0,8	+ 1,2	+ 1,4	+ 0,9	+ 1,6
Petersb.	— 1,6	— 0,2	— 0,8	— 1,4	+ 0,2	— 0,6	— 3,8
Stockholm	+ 0,8	+ 0,3	+ 0,3	— 1,6	— 0,5	—	—
Kopenh.	+ 3,1	+ 1,7	—	+ 1,8	+ 0,6	+ 1,8	—
Leipzig	+ 5,7	+ 2,1	— 0,2	+ 2,2	+ 2,0	+ 0,1	+ 3,0

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. Verantwortl. Redacteur E. A. Roßmäßler.

Schnellpressendruck von Ferber & Seydel in Leipzig.